



Bernd Siegmund



Das

ODER BRUCH

entdecken

Ausflüge in eine faszinierende Region

edition q im
be.bra verlag



Bernd Siegmund

Das
ODERBRUCH
entdecken

Ausflüge in eine
faszinierende Region

edition q im
be.bra verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Verfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos,
in weiteren elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

1. Auflage

© edition q im be.bra verlag GmbH

Berlin-Brandenburg, 2022

Asternplatz 3, 12203 Berlin

post@bebraverlag.de

Lektorat: Ingrid-Kirschey Feix, Berlin

Umschlag: Fernkopie, Berlin (Foto: © Shutterstock)

Satz: typegerecht berlin

Schrift: Milo 9/12,5 pt

Druck und Bindung: Graspö, Zlín

ISBN 978-3-86124-747-0

www.bebraverlag.de
--

Inhalt

Einführung

7	Die Landschaft
8	Flora und Fauna
11	Die große Trockenlegung
18	Zwischenspiel mit Fischen
20	Der Fluss
22	Zwischenspiel mit Mücken
24	Das Oderbruch: gevierteilt!
25	Wege ins Land

In 8 Tagen durch das Oderbruch

29	Der 1. Tag
29	Niederfinow
34	Oderberg
43	Hohensaaten
46	Hohenwutzen
49	Der 2. Tag
49	Altglietzen
52	Neutornow
56	Schiffmühle
58	Bad Freienwalde
71	Der 3. Tag
71	Altranft
74	Neuküstrinchen
75	Wriezen
85	Neulietzegöricke
88	Zollbrücke
92	Güstebieser Loose

95	Der 4. Tag
95	Kunersdorf und Altfriedland
105	Neuhardenberg
114	Bärwinkel
116	Neutrebbin
119	Der 5. Tag
119	Letschin
128	Kienitz
132	Groß Neuendorf
136	Wilhelmsaue
139	Der 6. Tag
139	Gusow
142	Altlangsow
144	Seelow
150	Friedersdorf
153	Der 7. Tag
153	Golzow
155	Gorgast
157	Küstrin-Kietz / Kostrzyn nad Odra
163	Der 8. Tag
163	Reitwein
166	Lebus
175	Weiterführende Literatur
176	Bildnachweis
176	Der Autor

Einführung

Im Gegensatz zum Beinbruch tut das Oderbruch nicht weh. Das kleine Stückchen Erde an der Grenze zu Polen hat alles, was es braucht, um schön zu sein. Flüsse und Täler, Wiesen und Wälder, Blumen, Seen, Tiere, einen weiten Himmel, Kirchen, Dörfer und Städte, nette Menschen, Deiche, Wind und Berge. Ja, auch die.

Keine, die in den Himmel wachsen, aber der Pimpinellenberg bei Oderberg bringt es immerhin auf 120 Meter Höhe. Für ein flaches Land ist das schon alpin. Und auch die wilde Berg- und Talfahrt von Niederfinow nach Oderberg – mit scharfen Kurven und engen Serpentinien – spricht Bände. Insgesamt aber ist das Oderbruch ein eher flaches, stilles Land. Weit und offen. Man kann schon morgens sehen, wer abends zu Besuch kommt. So sagt man hier.

Die Landschaft, durch die sich die Oder schlängelt, ist von anrührender Schönheit. Kopfweiden stehen wie verkrüppelte Gespenster im Gegenlicht und malen ein Bild, das voller Geschichten steckt, die noch nicht (oder nur selten) erzählt wurden.

Die Landschaft

Unklar ist, wer die Kühlschrantür offengelassen hat. Auf alle Fälle wurde es auf dem Planeten Erde plötzlich bitterkalt. Alles Leben erfror. Wissenschaftler sprechen von der letzten Hauptvereisungs-Periode, die vor circa 120 000 Jahren begann. Und innerhalb dieser war es die Weichsel-Kaltzeit, die geologisch das Oderbruch zu verantworten hat.

Gewaltige Gletschermassen schoben sich, von Skandinavien kommend, über das Land. In dem Eishaufen steckten, wie in einem Überraschungspaket, Erdmassen, allerlei Geröll und riesige Steine. Als es um 12 000 vor unserer Zeit wärmer wurde, begann die nordische Eiszunge zu tauen und gab den ganzen Schutt frei. Aus diesem glazialen Chaos formte sich langsam, im ewigen Spiel von Wind, Feuer und Wasser, eine neue Welt.

Geröllwände wuchsen empor, Rinnen und Gräben entstanden, Schluchten, Täler, Endmoränen. In dieser Zeit bildeten sich auch (unter anderem) die Hügelkette des Barnim und die Lebuser Hochfläche. Die in der Tiefe eingeschlossenen Toteisblöcke hielten sich lange Zeit wacker. Nach und nach aber begannen auch sie zu tauen, und gaben ihre Größe auf.

Die Weichsel-Kaltzeit ließ eine flache, von Urstromtälern durchzogene Landschaft zurück. Mit Auen, Mooren und glasklaren Seen. Und einen Fluss, die Oder, der in einer 50 bis 60 Meter tiefen Wanne aus Toteis-Resten seinen Platz fand. Das Oderbruch, quasi als Zwickel zwischen dem Frankfurter und dem Pommerschen Endmoränenzug gelegen, wurde vom Tauwasser des Gletschers überschwemmt. Da das Geländeprofil nur ein geringes Gefälle aufwies, und die Oder häufig und gern ihr Flussbett verließ, um weiträumig zu mäandrieren, bildete sich schnell eine Sumpf- und Wasserwüste.

Lange Zeit stritten die Experten, ob das Oderbruch als beherrschender Teil des Odertals durch einen tektonischen Grabenbruch entstand, oder ein Ergebnis der Eiszeit ist. Der Streit ist geklärt, die Eiszeit hat gewonnen. Seither ist auch klar, warum Brandenburg ein so steinreiches Land ist.

Überall auf Feld und Flur findet man noch heute kleine Allerwelts-Klamotten, die in der Eislawine gesteckt hatten. Während sie in der Erde gleichsam nachzuwachsen scheinen, sind die mächtigen erratischen Blöcke, die Irrsteine oder Findlinge, Unikate. Ihre Herkunft beschäftigte lange Zeit die Fantasie der Menschen. Selbst der große Dichter und Naturwissenschaftler Johann Wolfgang von Goethe meldete sich zu Wort. Er hielt nichts von der Theorie, wonach die Steinriesen im Inneren des Eisstroms den weiten Weg von Skandinavien nach Brandenburg zurückgelegt hätten. Für ihn waren sie Teil eines Urgebirges, das einst im Norden Deutschlands in den Himmel wuchs. »Mir mache man aber nicht weis«, so der Dichterst, »daß die in den Oderbrüchen liegenden Gesteine, daß der Markgrafenstein bei Fürstenwalde weit hergekommen sei; an Ort und Stelle sind sie liegen geblieben, als Reste großer, in sich selbst zerfallender Felsmassen.«

Dem schwedischen Geologen Otto Martin Torell blieb es vorbehalten, dem Findlings-Streit ein wissenschaftliches Ende zu bereiten. 1875 legte er der Deutschen Geologischen Gesellschaft zu Berlin den Beweis vor, dass die Findlinge geborene, mit der Eiszeit gereiste, Skandinavier waren.

43 solch geheimnisvoller Steine gibt es in Brandenburg. Zu den mächtigsten gehört der von Goethe erwähnte »Markgrafenstein« in den Rauener Bergen. Und der »Große Stein«, der im Ortsteil Neuendorf bei Oderberg steht.

Flora und Fauna

Nach dem Abschmelzen der großen Eislawine ließ Mutter Natur im Zeitraffer Blütenstaub und Samen einfliegen, Birken, Weiden, Kiefern begannen zu wachsen, Blumen, Sträucher, Eichen, Pappeln, Linden und Ulmen kamen hinzu. Ein dichter Eichen-Erlen-Mischwald, durchsetzt von zahllosen kleineren und grö-



EINE SCHALE FÜR WILHELM

Der »Große Stein«, ein Granitblock von 6 Metern Länge, 4 Metern Breite und 3,5 Metern Höhe hätte berühmt werden können. Ein wirklicher Kaventsmann. Aus ihm sollte der Berliner Steinmetz Christian Gottlieb Cantian 1825 eine Schale für König Friedrich Wilhelm III. schlagen. Es war dem dritten Wilhelm zu Ohren gekommen, dass der englische Gesandte in Preußen, Herzog von Devonshire, sich so ein Teil hat anfertigen lassen. Nun wollte der König auch. Natürlich sollte sie größer sein als die vom Herzog.

Cantian, der schon Erfahrung mit derartigen Objekten hatte, von ihm stammt schließlich die Große Granitschale im Berliner Lustgarten, war hoch erfreut und meldete seinem König, dass er einen Stein in Neuen-dorf nahe Oderberg kenne, der wohl eine Schale von 17 Fuß Durchmesser ergäbe und sogar noch ansehnlicher ausfallen würde, als die berühmte Porphyschale im Rundsaal des Vatikans. Der geschäftstüchtige Cantian veranschlagte 12 000 Taler für das Projekt und bat um eine Fertigungszeit von zwei Jahren. Der Abtransport nach Berlin sollte über die nahe gelegene Alte Oder erfolgen. Das war der Plan!

Allein bei der Spaltung des Steins traten Probleme auf. Sie endete unglücklich. Und so steht der Granit heute noch da, wo ihn die eisige Zunge, die skandinavische, abgelegt hat.



Schwan im Tiefflug: Das Oderbruch garantiert Naturerlebnisse pur.

ßeren Oderarmen, breitete sich aus. Das Landschaftsbild des Oderbruchs wurde bestimmt von einer weiten, nur durch kleine Hügel unterbrochenen Ebene. Wo früher herrliche Auenwälder wuchsen, stehen heute einzelne Bäume oder Baumgruppen. Typisch ist die Kopfweide, der Charakterbaum des Bruchs. Zahlreiche alleinstehende Gehöfte, Altwässer und Entwässerungsgräben geben der Flusslandschaft eine seltsame Melancholie. Es ist schwer, sich dieser Stimmung zu entziehen.

Während in der Talniederung vor allem das Oderwasser die Vegetation bestimmt, werden die Pflanzengemeinschaften an den Uferhängen vom dort herrschenden Standortklima bestimmt. Sandnelke, Wiesenkuhschelle, Kreuzenzian, Salbei, Königskerze, Buschwindröschen, Adonisröschen oder Sibirische Glockenblume sind hier zu finden.

Ornithologen kennen 138 Vogelarten, die im Oderbruch heimisch sind. Davon stehen 27 unter dem besonderen Schutz des Gesetzes, sind vom Aussterben bedroht. So der auf den Sandbänken bei Küstrin-Kietz brütende »Flußuferläufer«, die Trauerseeschwalbe, die im Schilfgebiet des Kalenziger Polders zu beobachten ist, oder die Große Rohrdommel.

Fast jedes Dorf entlang der Oder hat »seinen privaten« Storch.

Rot- und Schwarzmilan, Rohrweihe, Kranich, Sperbergrasmücke, Fischreiher und Eisvogel sind fast flächendeckend in ihren Bruthabitaten zu sehen.

Schwärme von wilden Gänsen und Enten bedecken besonders im Frühjahr die Gewässer. Der Wachtelkönig ist ab Mai zu hören, Blaukehlchen, Brachpieper, Heidelerche und Ortolan sind nur mit Glück anzutreffen. Es gibt auch den stolzen Seeadler im Oderbruch, und den Schwarzstorch.

Äußerst selten geworden ist die Sumpfschildkröte, die es früher in Mengen gab, sie lebte entlang der alten Oderläufe. Natürlich gibt es Rotwild, Schwarzwild, Fischotter, und selbst der Wolf ist zum Entsetzen vieler Schäfer seit Februar 2018 wieder gesichtet worden.

Probleme machen die Biber, die nicht die geringste Achtung vor den Deichen haben. Eine LKW-Trasse, die luftverpestend durchs Oderbruch nach Polen führen soll, will den lieblichen Gesang der Vögel durch Motorenlärm überdecken. Und unsere polnischen Nachbarn würden gern das Flussbett der Oder ausbaggern, um es lastkahnkonformer zu machen. Das sorgt für Freude bei der Industrie und für Sorgen bei den Naturschützern. Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen. Auch im Oderbruch ist der Artenreichtum in Flora und Fauna rückläufig. Der Klimawandel macht keinen Bogen um dieses Fleckchen Erde.

Die große Trockenlegung

Und dann sagte der Tourist völlig unbefangen: der Oderbruch. Um Gottes Willen, man hörte förmlich, wie die Gesellschaft erstarrte. Menschen, die gerade noch freundlich geguckt hatten, wandten sich pikiert ab. Eine gebildete Dame raunzte mit spitzen Lippen: »Es muss das Oderbruch heißen, mein Herr, das Oderbruch.« Sie dozierte über die Bedeutung des Wortes Bruch, erklärte, dass es aus dem Mittelhochdeutschen komme, »Bruoch« geschrieben werde und Sumpfland bedeute. »Das Sumpfland, das Oderbruch ...« Alle um sie herum nickten. Nur der »Übeltäter« hatte den Raum bereits verlassen.

Das Oderbruch ist im Sommer wunderschön. Sonnenblumenfelder wachsen in den Horizont, das Grün der Wiesen ist mit farbenfrohen Blumen verziert, mal sanft, mal ruppig streicht der Wind durch gelbe Weizentepiche.

Kleine Dörfer liegen wie wehrhafte Inseln in der weiten, ebenen Flusslandschaft. Schon fast ein wenig kitschig wirken die Störche auf den Dächern der Häuser. Die Zeit scheint stehengeblieben zu sein.

Die Oder ist hier allgegenwärtig. Wie ein guter Gedanke. Sie bestimmt das Tun und Lassen der Menschen, die in der Gegend arbeiten und leben. Rund 19 000 Oderbrücher wurden Ende 2020 gezählt. Statistisch gesehen kommen 31 Einwohner auf den Quadratkilometer. Oderbrücher nennen sich die Menschen, die hier leben. Das Städtchen Oderberg im Norden, Lebus im Süden, die B 167 im Westen und die neumärkischen Höhen auf der polnischen Seite im Osten bilden

die natürliche Grenze dieses rund 600 Quadratkilometer großen Landstrichs, von dem der »Alte Fritz« gesagt haben soll: »Hier habe ich im Frieden eine Provinz erobert, die mir keinen Soldaten gekostet hat.«

Das Zitat, grammatikalisch bedenklich, liest sich zwar gut, gehört aber ins Reich der Legenden. Im Jahre 1770, auf der Durchreise von Ostpreußen ins heimatliche Potsdam, machte Friedrich II. in Schiffmühle Station, um sich mit einer Schar handverlesener Beamter und Kolonisten zu treffen. Bei dieser Gelegenheit sagte er wörtlich: »Ich habe eine Provinz gewonnen!« Mehr nicht! Es gibt einen Ohrenzeugen für die schlichte Aussage, den Königlich Preussischen Kammererrat Friedrich Wilhelm Noeldechen.

Und was die Soldaten anbelangt ... Die Trockenlegung des Oderbruchs hat eine ganze Reihe von Menschen das Leben gekostet. Soldaten, Sträflinge, Arbeiter, die Zahl der Toten ist nicht überliefert, aber – unter uns gesagt – man war nicht zimperlich.

Dr. Reinhard Schmook, der Leiter des Oderlandmuseums in Bad Freienwalde, ein freundlicher Mann mit lebensfrohen, klugen Augen, hat das Oderbruch ins berufliche Zentrum seines Lebens gestellt. »Selbst von der Weltraumstation ISS aus ist das kleine Fleckchen Erde deutlich zu sehen«, sagt er. »So scharf, als hätte es jemand mit der Kuchenform ausgestochen.«

Die Trockenlegung von 1747 bis 1753 war ein großes Landschaftsabenteuer. Man wusste zwar, wie ertragreich der Boden im Oderbruch ist, konnte dies Geschenk aber nicht annehmen, da der Fluss mit schöner Regelmäßigkeit zweimal im Jahr das Land flutete. Nur die höher gelegenen Teile ragten dann wie Schiffbrüchige aus dem Wasser. So »... im Frühjahr um die Fastenzeit, nach der Schneeschmelze an Ort und Stelle, und um Johanni, wenn der Schnee in den Sudeten schmolz und Gewitterregen das Wasser verstärkte«, schrieb Theodor Fontane in seinen »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«.

Dabei glichen die Bodenrichtwerte im Oderbruch denen der Magdeburger Börde. Und die sind in Deutschland das Maß aller Dinge. Sie werden vielerorts mit 100 beziffert. Also musste etwas geschehen, um die Fruchtbarkeit nutzen zu können.

»Die Landwirtschaft war aber nur die eine Seite der Medaille«, sagt Reinhard Schmook, »die andere hatte etwas mit Machtpolitik zu tun. Preußen war dünn besiedelt, die häufigen Kriege hatten das Land ausgeblutet. Friedrich brauchte Untertanen, Einwanderer, die in der Lage waren, Steuern zu zahlen. Steuerzahler galten ihm als der eigentliche Reichtum des Landes.«

Aber waren nicht die Bauern in Preußen sowieso steuerpflichtig?

»Nein«, sagt Reinhard Schmook, »die meisten waren erbuntertänig, sie zahlten ihre Abgaben direkt an den Gutsherrn.«

Und was war mit dem Adel?



Fluss-Landschaft: Öffnet sich der Himmel, oder bleibt es trocken?

»Der Adel in Preußen war wichtig für die Armee, da kam der König nicht ran! Außerdem zahlte der auch keine Steuern. Also musste er sich Menschen aus dem Ausland holen. Dazu aber brauchte er neues, freies Land.«

So wuchs ganz allmählich der Gedanke, die »wüste und wilde Fläche« (Fontane) des Oderbruchs trocken zu legen. Zu kultivieren!

Schon Friedrichs Vater Friedrich Wilhelm I., der »Soldatenkönig«, hatte 1717 damit begonnen, das Obere Oderbruch in ein wasserdichtes Korsett zu zwingen. Erfolgreich wurde das Land von Lebus bis Zellin (heute Czelin) eingedeicht.

Die Leitung dieser Arbeiten lag in den Händen von Simon Leonhard von Haerlem. Der holländische Wasserbauingenieur, Oberdeichinspektor, war übrigens ein Riese von Gestalt, fast zwei Meter hoch. Es wirft ein bezeichnendes Licht auf die damaligen Zustände, dass von Haerlem es für nötig hielt, sich vom König »die eigenhändige Versicherung« geben zu lassen, dass er nicht »versehentlich« in die Potsdamer Grenadier-Leibwache gesteckt werde, zu den »Langen Kerls«. Natürlich kannte von Haerlem die Vorliebe des Soldatenkönigs für Männer ab 1,88 Meter Körperhöhe. Akquisiteure reisten durch ganz Europa auf der Suche nach so seltenen »Exemplaren«. Betrug doch die durchschnittliche Körpergröße eines Mannes zu damaliger Zeit »nur« 167 Zentimeter. Es gab sogar eine Art von Menschenhandel. Ein »Spion« spürte den prächtigen Burschen auf, »Werber« versprachen ihm das Blaue vom Himmel und »Lieferanten« verfrach-



Mähdrescher: Die Bodenrichtwerte gleichen denen der Magdeburger Börde.

teten den »Riesen« – oft gegen seinen Willen – ins Leib-Regiment. Gekämpft haben die »Langen Kerls« nie. Sie waren lediglich dazu da, beeindruckend auszusehen, gut marschieren zu können und dem König Freude zu bereiten.

Dreißig Jahre später beauftragte Friedrich II. denselben Simon Leonhard von Haerlem damit, das Untere Oderbruch einzudeichen. Der König wollte Nägel mit Köpfen machen.

Die Trockenlegung, wir würden die Sache heute wirtschaftsfördernde Maßnahme nennen, begann 1747. Die Oder, die mit 2 bis 5 Metern über dem Meeresspiegel das am tiefsten liegende Gebiet der Mark Brandenburg war, sollte begradigt werden, von Güstebiese bis Hohensaaten ein 20,3 Kilometer langes, neues Bett erhalten. Ein System aus Deichen, Schöpfwerken, Gräben, Kanälen, Vorflutern und Messpunkten würde zudem dafür sorgen, den Untiefen der Oderbruchwildnis das Wasser abzugraben. Fruchtbare Ackerland sollte entstehen. Dass war von Haerlems Idee. Und sie klang gut.

Aber Friedrich, misstrauisch, ließ den Plan erst einmal von dem Mathematiker Leonard Euler prüfen. Als der gebürtige Schweizer, der 25 Jahre lang an der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin tätig war, den Daumen hob, alle Berechnungen bestätigte und der spektakulären Flussverlegung zustimmte, trieb Friedrich das Projekt mit Energie voran. »Recht sehr gut« schrieb er unter Eulers Bericht. – Von nun an gingen beinahe täglich »Ordres« an Gene-

ral von Retzow, dem Bauleiter des Projekts. Selbst über kleinste Details ließ sich Friedrich informieren.

Nur sechs Jahre dauerte es, dann war der Fluss begradigt. Am 2. Juli 1753 wurde der »Hauptfangedamm bei Güstebiese durchstoßen. Der alte Strom sank und konnte die Gewässer aus seinen Nebenarmen, und diese wieder aus den See'n aufnehmen«, schrieb Walter Christiani 1872 in seinem Buch »Das Oderbruch«. Und er setzte hinzu: »So kam das von ihnen bedeckte Land zum Vorschein und man sah nun entwässerten Boden, den vielleicht noch nie die Sonne beschienen und erwärmt hatte.«

Das Oderbruch konnte auf intensive Landwirtschaft umgestellt werden. Es fehlten nur noch neugierige, unternehmungslustige Menschen, die, fern der Heimat, ein neues Leben beginnen wollten. Der König hatte klare Vorstellungen, wer seine neue Provinz besiedeln sollte.

Reinhard Schmook: »Nur Ausländer wurden berücksichtigt. Bedrängte und Verfolgte. Glaubensflüchtlinge mit Wirtschaftskraft. Seine Beamten hatten darauf zu achten, dass sich keine armen Schlucker unter die Neubürger mischten. Eine Ausnahme bildeten die aus den Ostgebieten, aus Posen beispielsweise.«

Glaubensflüchtlinge wurden gezielt angesprochen. – Kommt nach Brandenburg, hieß es in einer groß angelegten Werbeaktion, da könnt ihr euren Glauben leben, bekommt ein Haus, einen Hof, ihr seid 15 Jahre lang von der Steuer befreit, erhaltet Land, ein Startgeld, müsst nicht zum Militärdienst! Das waren starke Argumente, die auf insgesamt 6137 Einwanderer Eindruck machten. In dieser Zahl steckten 1134 Bauernfamilien und 363 Familien, die sich mit Wollespinnen ihren Lebensunterhalt verdienten. Alle wussten, dass das Leben in der neuen Heimat hart werden würde. In vielen Wohnzimmern hing der mit Goldfäden auf Samt gestickte Spruch: »Des Ersten Tod, des Zweiten Not, des Dritten Brot.«

Die Neubürger kamen aus Sachsen und Mecklenburg, Polen und Schweden, aus dem katholischen Salzburg, aus Kärnten und Tirol, aus Württemberg, Hessen, der Pfalz und aus dem schweizerischen Neuchatel. Alle sprachen deutsch. Und wer es nicht konnte, der musste es lernen. Um den französischen Schweizern das neue Leben etwas angenehmer zu machen, gab man ihren Siedlungen so vertraute Namen wie Beauregrad, Croustillier und Vevais. So heißen sie noch heute.

An alles war gedacht. Es gab drei unterschiedlich große Haustypen. Das größte war durchaus repräsentativ, das mittlere hatte eine gute Familiengröße und das kleinste, ein Doppelhaus, war gedacht für jene Einwanderer, die nur zehn Morgen Land bearbeiten würden. Diese Doppelhaushälften wurden »Zankhäuser« genannt, da der Ärger in ihnen eingebaut schien. Den Begriff hat vielleicht sogar Friedrich II. geprägt, als er 1755 in Neubarnim ein Doppelhaus besuchte. Er sagte: »Hier hat ja mein Minister lauter Zankhäuser gebaut.«

Die enge Nachbarschaft sorgte für so manchen Streit zwischen den Familien. Es gab Schlägereien, Missverständnisse, Neid und Missgunst, es ist eben nicht jedem gegeben, Wand an Wand mit Fremden in Harmonie zu leben. Jede Wohnung im »Zankhaus« bestand aus einem kleinen Vor- und Hinterflur, der »schwarzen Küche«, einer Kammer, einer großen und einer kleinen Stube. Die Stuben waren die einzigen beheizbaren Räume des Hauses.

Das Berliner Unternehmen, das die Typenbauten entwickelt hatte, sparte, wo es nur ging. »Liederliche Arbeit, die Verwendung schlechten Materials und allerhand Durchstechereien vervollständigten dieses trübe Bild«, schrieb Peter Fritz Mengel in seinem Standardwerk »Das Oderbruch«. Die Wände waren schlecht isoliert, die Schwellen wurden einfach auf die feuchte Erde gelegt, und faulten langsam vor sich hin. Nach zwanzig Jahren waren die Häuser abbruchreif. Aber da hatten die Neuland-Pioniere in der Regel schon genug Geld erwirtschaftet, um sich etwas Eigenes leisten zu können. »Es gibt heute im Oderbruch kein einziges originales Kolonisten-Haus mehr«, sagt Reinhard Schmook.

Das Land wurde in den Größen 90 Morgen, 60, 45, 25 oder 10 Morgen Ackerland verteilt. Die Größe der zurückgelassenen Güter war ein »in-etwa-Richtwert« für die neuen Besitzungen.

Wriezen galt als Einwandererhauptstadt. Dort saß die Prüfungskommission. Vor der musste sich jeder nackig machen. Wo kommst du her? Wieviel Geld hast du mitgebracht? Welche Ackergeräte sind dein Eigentum? Wenn die Auskünfte zur Zufriedenheit ausfielen, bekamen die Einwanderer ihren Kolonistenbrief, in dem alle Rechte und Pflichten fein säuberlich aufgeführt waren.

Am Ende, als man dem König die Bruch-Rechnung präsentierte, sah er, dass unter dem Strich ein dickes Plus stand. 43 neue Dörfer waren entstanden, rund 110 000 Morgen Land gewonnen worden. 48 Prozent der Fläche gehörten dem König, 26 Prozent dem Johanniter-Orden und 18 Prozent dem Adel. Friedrich II. verteilte das gesamte, ihm gehörende Land an die Kolonisten. Was er behielt, waren zehn sogenannte Herrenwiesen, die er peu á peu in Pachtgüter umwandelte. Einige sind später Rittergüter geworden. Der König nutzte die Herrenwiesen als »Schmiermittel«, um »überzeugend« auf neue Entwicklungen reagieren zu können.

Insgesamt dauerte die Besiedlung 15 Jahre. Dann war das Oderbruch voll bewohnt. Kein Neu-Oderbrücher bereute den Schritt, den er mit seiner Familie gegangen war. Alles, was der König versprochen hatte, hat er gehalten.

Die Politik Friedrichs hat die Menschen verändert. Sie waren plötzlich für sich selbst verantwortlich. Es gab keinen Gutsherrn mehr, für den sie arbeiten mussten, der ihnen auf der Nase herumtanzte. Unter Friedrich konnten sie nach ihrer Fassung leben und glücklich werden. Die eigene Verantwortung machte sie stark, gab ihnen Selbstbewusstsein.



Abschied vom Winter: Der Frühling wird sehnsüchtig erwartet.

Das haben sie noch heute. Nicht ohne Grund sagt man den Oderbrüchern nach, sie seien ein sehr eigenwilliges Völkchen, das gern den eigenen Kopf benutzt. Und zwar nicht nur zum Haare schneiden. Auch zum Denken!

Die Idee Friedrichs II., die Wirtschaft zu stärken, führte am Ende dazu, dass Brandenburg als Kernland Preußens die Hegemonialmacht in Deutschland wurde. Bis heute gilt die Trockenlegung der Oder als gelungene bevölkerungsstrategische Operation. Und als eine technische Glanzleistung:

Bei den alten Oderbrüchern allerdings kam das Wirtschaftsförderprogramm gar nicht gut an.

Den Neuen wird alles hinterhergeschmissen, so klagten sie, während uns Arbeit und Leben genommen wird. Und so verweigerten die erbosten Fischer und Bauern die Mitarbeit. Die Kanalbauer fanden weder Hilfskräfte noch Pfähle zum Markieren der Trassen. Lastkähne verschwanden im Nichts und an den Schubkarren zum Abtransport der Erde brachen die Räder weg.

Das konnte der König nicht hinnehmen. Er ließ mitteilen, dass jeder, der es wage, »sich gedachtem Werke zu opponieren«, mit den schlimmsten Folgen zu rechnen habe. Ein Edikt formulierte genau, was der König meinte: »Daß derjenige, der Dämme durchsticht oder der Umwallung bey der Oder schadet, auf Zehen Jahr in eine Vestung gebracht oder, befundenen Umständen nach, gar am Leben gestraffet werden soll.«

Erschrocken teilten die Bauern und Fischer nun in »größter An- und Demuth alleruntertänigst fußfällig ...« ... ihrem geliebten König mit, in welcher Not sie sich befinden. Aber der wies sie schroff ab und vertröstete auf später.

Zwischenspiel mit Fischen

Der Preis war wirklich hoch, den die Fischer zu zahlen hatten. Die Trockenlegung nahm ihnen die Lebensgrundlage. Und wohl auch den Fischen ward angst und bange, weil die Neuland-Eroberer ihnen ohne Rücksicht auf Verluste das Wasser abgruben. Was ist aus dem sagenhaften Fischreichtum der Oder geworden, den Theodor Fontane so pries?

Erinnern wir uns, der märkische Wanderer hatte geschrieben: »In den Gewässern fand man: Zander, Fluß- und Kaulbarsche, Aale, Hechte, Karpfen, Bleie, Aland, Zärten, Barben, Schleie, Neunaugen, Welse und Quappen. Letztere waren so zahlreich (z. B. bei Quappendorf), daß man die fettesten in schmale Streifen zerschnitt, trocknete und statt des Kiens zum Leuchten verbrauchte. Die Gewässer wimmelten im strengsten Sinne des Worts von Fischen, und ohne viele Mühe, mit bloßen Handnetzen, wurden zuweilen in Quilitz an einem Tage über 500 Tonnen gefangen. In den Jahren 1693, 1701 und 1715 gab es bei Wriezen der Hechte, die sich als Raubfische diesen Reichtum zunutze machten, so viele, daß man sie mit Keschern fing und selbst mit Händen greifen konnte. Die Folge davon war, daß in Wriezen und Freienwalde eine eigene Zunft der Hechtreißer existierte. An den Markttagen fanden sich aus den Bruchdörfern Hunderte von Kähnen in Wriezen ein und verkauften ihren Vorrat an Fischen und Krebsen an die dort versammelten Händler. Ein bedeutender Handel wurde getrieben, und der Fischertrag des Oderbruchs ging bis Böhmen, Bayern, Hamburg, ja die geräucherten Aale bis nach Italien.«

Auch Krebse gab es in Hülle und Fülle, wie uns auch Dr. Eduard Zache in seinem Buch »Die Landschaften der Provinz Brandenburg« mitteilte. »Bei einer Dürre im Jahre 1719 war die Oder ungewöhnlich klein«, heißt es dort. »Fische und Krebse suchten die größten Tiefen auf. Da das Wasser aber von der Hitze außerordentlich warm wurde, krochen die Krebse in das Gras am Ufer, ja sogar auf die Bäume, um im Blätterlaub Kühlung zu suchen. Von diesen konnte man sie alsdann wie reifes Obst herabschütteln. Das Schock Krebse kostete häufig nur 2 Pfennige.«

Natürlich kennt Peter Röhrer, ein erfahrener Angler aus einem Dorf bei Letschin, seinen Theodor Fontane. Aber noch besser kennt er die Oder. Die Bemerkung des Autors dieser Zeilen, er habe bei Küstrin-Kietz zwei verregnete Stunden lang neben einem Angler gestanden, der weder ein einziges Wort ge-



Kein Anglerlatein: Auch heute ist die Oder ein sehr fischreicher Fluss.

sprochen noch einen Fisch gefangen habe, lässt ihn kalt. Anglerpech murmelt er. Und beantwortet dann die Frage, wie es heute um den Fischreichtum in der Oder bestellt sei ...

»Nicht so spektakulär, wie Fontane ihn beschrieb. Aber auch heute ist die Oder ein sehr fischreicher Fluss. Natürlich springen keinem die Fische von selbst in den Kescher. Es braucht schon gute Bedingungen, um wirklich erfolgreich zu sein. Der Hechtbestand ist sehr gut. Es geht den schönen Raubfischen immer besser in dem klarer werdenden Wasser. Auch die natürlichen Laichbedingungen sind in der Oder sehr gut.«

Und was ist mit dem Wels, einem der mächtigsten Fische unserer Breiten?

»Wir haben den besten Wels-Bestand in Deutschland«, sagt er nicht ohne Stolz. »Mit etwas Glück kann man nachts die großen Raubfische am Bühnenkopf und im Flachwasser rauben hören. Beeindruckend.«

Und die Quappe, nach der Quappendorf benannt ist? Gibt es den Fisch überhaupt noch?

»Ja!«, sagt er ein wenig wortkarg. »Warum sollte es ihn nicht geben?!«

Naja, die Frage wird man ja wohl mal stellen dürfen, denn in vielen Teilen Deutschlands ist der Fisch streng geschützt. Hier aber kann man ihn frei angeln. Die Oder ist ein sehr guter Quappenfluss. Von November bis März darf der Fisch gefangen werden. Um die Weihnachtszeit sieht man immer wieder Angler am

Ufer stehen, die sich eine Quappe für die Festtage fangen möchten. Der Fisch kann bis zu 1,50 Meter groß werden, bringt es auf ein Gewicht von bis zu 32 Kilogramm. Und soll sehr gut schmecken.

Mehr ist aus dem Letschiner Angler nicht herauszubekommen. Reden stört die Konzentration. – Und da scheint es noch einen Konflikt zu geben, über den er nicht reden wollte, Animositäten zwischen den Berufs- und Freizeitangler. Nicht unsere Sache.

Der Fluss

Es ist früh am Tag. Die Sonne steigt hoch, noch fast ohne Wärme. Die Uferbäume spiegeln sich im Fluss. Am Wasser ist es still, nur wenige Schiffe gleiten lautlos vorüber. Die Oder nimmt sich Zeit. Ein Angler sitzt stoisch am Ufer, neben sich den (natürlich) vollen Fischeimer.

Behäbig dreht sich die Oder im Bett, sie fließt mit Kraft, aber ohne anzugeben. Die kleine Badestelle bei Groß Neuendorf lässt sie links liegen. Der Fluss ist hier nicht breiter als sechzig Meter. Das ist genug, um dem Wind Raum zu geben. Heute hat er keine Lust. Er kräuselt nur leicht die Wellen.

Der alte, arbeitslose Hafen von Groß Neuendorf ist schön. Im Turm der einstigen Verladestation befinden sich ein Café und eine Ferienwohnung über vier Etagen, die auf Monate ausgebucht ist. Touristen logieren sich hier gerne ein. Von der zweiten Etage aus hat man eine ideale Sicht über den Fluss. Man muss nur die Fenster öffnen, um ihn ins Zimmer zu lassen. »Aber Vorsicht«, sagt die Frau hinter dem Kaffee-Tresen, »die Schwalben fliegen auch gern in den Raum, und man bekommt sie schwer wieder hinaus.«

Die Oder, der wilde, gebändigte Fluss, der so harmlos tut, hat Schönheit und Kraft. Eine große Magie geht von ihm aus. Und eine seltsame Ruhe! Kann man sich auf den Fluss verlassen?

Während der Rhein von genialen Dichtern besungen wurde, muss die Oder ohne nennenswerten poetischen Beistand auskommen. Die Gegend, durch die sie fließt, galt lange Zeit als verödete, uninteressante Landplatte. Selbst der in Frankfurt an der Oder geborene Heinrich von Kleist meinte: »Zwar ist das Tal, das die Oder ausspült, besonders bei Frankfurt sehr reizend ...« Aber der Fluss ist ohne »meisterliche Züge, ohne Vollendung«. Selbst der Flussgott »Viadrus« ist nur Historikern gut bekannt.

Wenn dem Strom überhaupt eine Duftmarke anhaftet, so ist es das von Arbeit, Mühe und Schweiß. Der Volksdichter Paul Keller beschrieb »Mutter Oder« als ein »edles Bauernweib«, das mit »stillen, sicheren Schritten« durch die Lande »geht« und für ihre Kinder Kohle, Holz und Getreide schleppt.



Naturbelassen: Trotz des vielen Grüns ist die Oder auch ein Transportweg.

Die Oder, seit 1945 Symbol einer Grenze schlechthin, entspringt in 634 Metern Höhe dem mährischen Odergebirge bei Kozlava, sie ist 912 Kilometer lang und hat ein Einzugsgebiet von circa 118 900 Quadratkilometern. 59 Kilometer mäandert der Fluss durch die tschechische Republik, um dann 580 Kilometer lang ein polnischer Fluss zu sein. Danach markiert er auf 162 Kilometer die deutsch-polnische Grenze, bevor er sich, wiederum als polnischer Fluss, ins Stettiner Haff entleert. Von dort mündet die Oder als Peenestrom, als Swine und Dievenow in die Ostsee.

Links und rechts des Flusses ist im Laufe der Jahrhunderte eine eindrucksvolle Kulturlandschaft entstanden. Ausgedehnte Wälder mit Eichenauen, viele Inseln und tote Flussarme, Schlick- und Sandwiesen, im Unteren Odertal, zwischen Stettin und Hohensaaten, hat nach 1945 die Natur still und heimlich sogar das Kommando übernommen. Das Grenzgebiet wurde mehr oder weniger sich selbst überlassen. So entwickelte sich eine faszinierende Flusslandschaft mit einer vielfältigen Tier- und Pflanzenwelt. 1995 wurde das Untere Odertal zum deutsch-polnischen Nationalpark erklärt. Das Gebiet ist Totalreservat, nur für Mitarbeiter des Nationalparks und Wissenschaftler zugänglich.

Trotzdem kann die faszinierende Oderwelt von Besuchern bestaunt werden, da viele Rad- und Wanderwege am Rande des Nationalparks zu Aussichtspunkten führen, die den Blick auf die unversehrte Auenlandschaft freigeben.

Das, was im Sommer so lieblich aussieht, kann im Winter zu einer wirklichen Belastung werden. Die Oder hat etwas, was andere europäische Flüsse nicht haben. Sie ist der einzige Strom Mitteleuropas, der Grundeis bildet. Die Oder kann, je nach Temperatur, binnen kurzer Zeit auf ihrer gesamten Länge gefrieren. Im Jahr 1908/09 dauerte die Eiszeit 120 Tage, 1962/63 waren es »nur« 91 Tage. Wenn es dann zu tauen beginnt, schieben sich Eisschollen über Eisschollen, und bauen gefährliche Barrieren auf. Heute versucht man, diese Pfropfen gezielt zu sprengen. Früher half da nur ein Gebet.

Unvergessen ist die Katastrophe von 1749, als das rasch steigende Wasser den eisigen Damm zum Bersten brachte und zahlreiche Dörfer überflutete. »Dasz Vieh stand bis an den Bäuchen im Waszer und Eis und Blöckte so sehr, dasz den meisten die Füße erfrohren. In der Kirche war der Altar, Kirchenstühle ind Baenke bey 5/4 tief in Waszer. Die Schule war in der allergröszten Gefahr, weil die grossen Eysschollen mit starckem Strohm darauf anstießen. Das Eys hatte solche Gewalt, dasz es die zaune mit sich fort nahm, wie auch 31 Hauffen Heu umgelauffen, dasz einer hie der andere dort im Waszer und eys liegt.«

So kapriziös sich der Strom auch gibt, die Menschen, die an der Oder leben, lieben ihn. Der Fluss hat viele Verehrer. Solche, die sich öffentlich bekennen, und andere, die ihr Gefühl hinter einem »Bratkartoffel-Verhältnis« verstecken.

»Auf der Oder«, schrieb ein Anonymus vor 200 Jahren, »bekommen wir von Stettin aus Butter, Honig, Saltz, Spanische Weine, Dantziger und Rostsocker Bier, auch in theuern Zeiten Getreide und Maltz. An der Oder hengt Schlesien, die Laussnitz, Mähren, oder Ungarn. Die geben uns zur Speisung Butter, Käse, auch Korn. Zu gemeynem Nutzen geben sie allerley Metal, Stahl, Eysen, Kupfer, Schwefel, Salpeter und dergleichen. An der Warthe hengt Grosspolen. Daraus kommt allerley Getreyde, Honig, Saffran, Rauchwerk und Wolle, allerley Leder, Federn, Flachs, Hanff, Tehr, Wachs und Weyd-Asche.« – Sage keiner, dieser Anonymus hätte nicht zu schätzen gewusst, was er an seiner Oder hatte.

So wie man einem geliebten Menschen seine »Macken« verzeiht, kann man es der Oder nicht zum Vorwurf machen, dass sie ein inniges Verhältnis zu den Mücken pflegt ...

Zwischenspiel mit Mücken

Die Attacke kommt völlig überraschend. Blitzartig geht die Mücke zum Angriff über. Kurz, bevor sie auf dem Körper landet, hält sie inne, guckt nach links und nach rechts, und erst, als sie sicher ist, dass keine Gefahr droht, beginnt sie mit der Blutentnahme. Brutal stößt sie ihren Saugrüssel in die Epidermis, lässt Blutgerinnungshemmer fließen und macht sich den roten Saft so richtig lecker.



Gier nach Blut: Die Oder ist eine bevorzugte Brutstätte für Mücken.

Trotzdem bleibt sie vorsichtig. Bereits beim ersten Anzeichen einer Gefahr reißt sie ihren Rüssel aus der Blutbahn, wirft den Flügelmotor an und erhebt sich taumelnd in die Lüfte. Noch im Steigflug hört sie eine Stimme, die da empört ausruft: »Diese Blutsauger, diese verfluchten ...«

Wer im Sommer das Oderbruch besucht, hat häufig Tage später noch seine juckende »Freude« an der eigenwilligen Landschaft.

2020 war so ein typischer Mückensommer. Feuchtigkeit und Wärme hatten für paradiesische Zustände gesorgt. Die Biologin Doreen Werner vom Leibniz-Zentrum für Agrarlandschaftsforschung in Müncheberg, von dpa befragt, wie sie die Lage einschätze, gab zu Protokoll, dass sie sich während ihrer Arbeit eines Anfluges von 68 Mücken pro Minuten zu erwehren hatte.

Seit Menschengedenken sind die Auen der Oder eine bevorzugte Brutstätte der Plagegeister. »... über dem Bruche schwebte an stillen Sommerabenden ein unermeßlicher Mückenschwarm«, schrieb ein Chronist im Jahr 1856.

Obwohl sich die Situation seither deutlich zum Positiven verändert hat, legen auch noch heute die weiblichen Mücken fünf Tage nach der Blutmahlzeit circa hundert Eier auf feuchte Wiesen oder in Schilfgebieten ab. Nach acht Tagen sind die Larven schlupffähig. Nun wird auf Wasser gewartet. Die erste Überschwemmung der Gelege löst in Abhängigkeit von der Wassertemperatur den Schlupfreiz aus. Zehn Grad Celsius sollten es schon sein, ehe sich die Biester

ins Freie bemühen. Wenn sie es aber tun, dann tun sie es gleich millionenfach. Klug vorausschauend lässt Mutter Natur weitere Millionen Larven als strategische Kampfesreserve im Gelege zurück. Dieses raffinierte »Schlüpfen auf Raten« sorgt dafür, dass den ganzen Sommer über genügend Blutsauger in der Luft sind, die uns das Leben schwermachen. Um der Plage einen Namen zu geben: Es sind die Überschwemmungsmücken, die uns belästigen. Wobei man der Wahrheit halber sagen muss, dass es nur die Weibchen sind, die da stechen!

Mittlerweile haben wir es nicht mehr nur mit einheimischen Mücken zu tun. Exotische Gäste wie die Asiatische Tigermücke oder *Aedes koreicus*, die Koreanische Buschmücke, fliegen wie selbstverständlich durch deutsche Lüfte. Und sind nach Meinung aller Fachleute nicht mehr auszurotten.

Nach so viel vernichtender Kritik sollten wir wenigstens die Größe besitzen, ein paar nette Worte über die nationalen und internationalen Mücken zu verlieren. Immerhin sind sie es, die mit ihrem millionenfachen Auftritt Sommer für Sommer dafür sorgen, dass Libellen, Störche, Lurche, Frösche, Fische, Vögel, Fledermäuse ordentlich im Oderbruch zu futtern haben. Und dafür kann man sich doch schon mal stechen lassen. Oder etwa nicht?!

Das Oderbruch: gevierteilt!

Nein, wir führen weder Klage gegen das Oderbruch noch hat der Landstrich etwas verbochen, was uns veranlassen könnte, ihn zu bestrafen. Und schon gar nicht, ihn zu vierteilen.

Wenn wir sagen, wir vierteilen das Oderbruch, so kündigen wir lediglich ein Ordnungsprinzip an, das es Ihnen, liebe Leser, ermöglichen soll, besser durch die Seiten zu kommen.

Grob gesagt, wir teilen die Landmasse in vier Abschnitte, ordnen die Städte von oben nach unten.

Wir beginnen im Norden mit Oderberg und Bad Freienwalde. Wriezen und Umgebung gehören in das zweite Viertel. Neuhardenberg und Letschin stehen im Zentrum der dritten Abteilung. Um Seelow, Küstrin-Kietz und Lebus, um den Süden also, kümmern wir uns zum Schluss.

So jedenfalls lautet der Plan. Und wir folgen ihm, trotz der Zweifel, die Bertolt Brecht gesät hat:

Ja, mach nur einen Plan!

Sei nur ein großes Licht!

Und mach dann noch 'nen zweiten Plan

Gehn tun sie beide nicht.

Wege ins Land

Zwei Eisenbahnlinien queren das Oderbruch. Da ist zunächst die Regionalbahn 26, die von Berlin–Lichtenberg nach Kostrzyn fährt. Und die RB 60, sie verbindet Eberswalde mit Wriezen und Frankfurt/Oder.

Es gibt den Oderbus Numero 879. Eine touristenfreundliche Institution, die zwischen Bad Freienwalde und Wriezen verkehrt und unter anderem die Ortschaften Zollbrücke, Neulewin, Altlewin, Neuküstrinchen ansteuert. Sie ermöglicht ein bequemes »Hop-on Hop-off« zu solch reizvollen Zielen wie dem Fontanehaus in Schiffmühle oder Neulietzegöricke, dem ältesten Kolonistendorf des Oderbruchs. Sogar der Besuch einer Nachmittags- oder Abendvorstellung im Theater am Rand ist per Bus möglich. Radler sollten allerdings wissen, dass die Mitnahme von Fahrrädern begrenzt ist. Und Achtung! Der Bus verkehrt nur im Sommer! Und nur an den Wochenenden.

Viermal pro Tag fährt er (wenn er fährt) in jede Richtung. Im Jahre 2021 war er in der Zeit vom 22. Mai bis 2. Oktober unterwegs. Das wird in den kommenden Jahren nicht viel anders sein.

Eine besondere Attraktion ist der schnelle, gut ausgebaute Oder-Neiße-Radweg. Er beginnt im Isergebirge an der Neiße-Quelle, und endet im Seebad Ahlbeck auf Usedom. Bei Lebus erreicht er das Oderbruch, in Höhe Oderberg verlässt er es wieder. Von der Deichkrone aus bieten sich den Radlern wunderbare Anblicke. Wie gemalt liegen der Fluss und die saftigen Oderaue. Am Himmel kreisen Greifvögel, Weißstörche staksen durch satte Wiesen.

Da es keine Autobahn im Oderbruch gibt, muss man als Fahrer eines Pkws schnell lernen, mit Vergnügen hinter Lastwagen herzufahren! Sie zu überholen bringt nichts, denn vor dem Lastwagen fährt wieder ein Lastwagen. Und vor dem wieder einer. Und so weiter und so fort ...

Ein engmaschiges Netz von Straßen hat sich über das Oderbruch gelegt. Man kommt überall hin. Auf einfachen Wegen, die schon mal rumplig sein können, auf Nebenstraßen, Haupt- und Bundesstraßen.

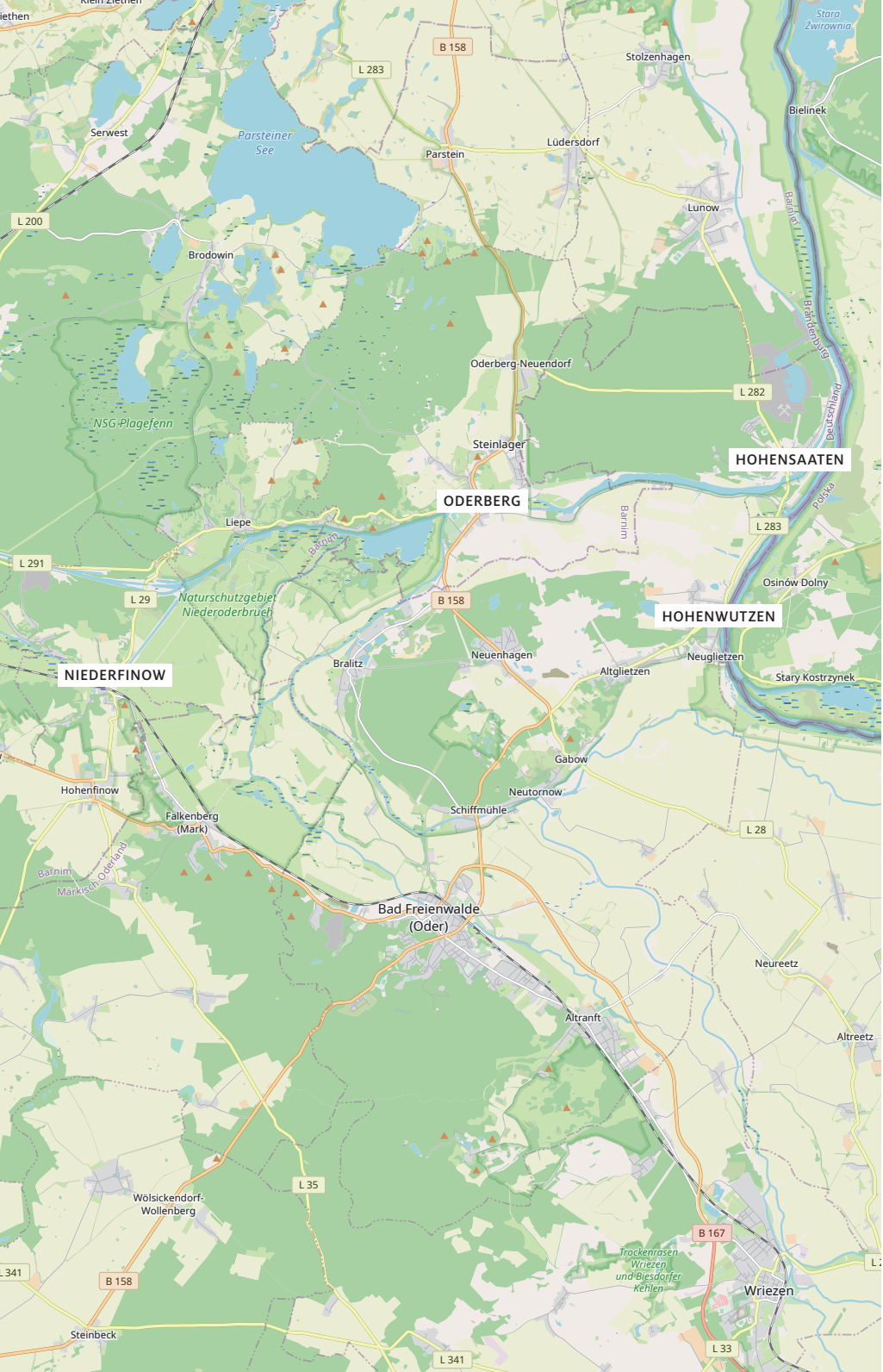
Die B 112 führt von Frankfurt/Oder nach Lebus und Gorgast. Wer von Berlin aus nach Küstrin-Kietz möchte, der sollte die B 1/5 über Seelow nehmen. Die B 167 verbindet Bad Freienwalde mit Wriezen, Neuhardenberg, Seelow und Lebus. Und über die B 158 nähert man sich auf direktem Weg dem schönen Bad Freienwalde. Kurz gesagt, das Oderbruch ist überhaupt nicht zu verfehlen.

Wie auch? Der Landstrich ist 60 Kilometer lang und 12 bis 20 Kilometer breit. Er hält etwa ein Drittel des Landkreises Märkisch-Oderland »besetzt«.



In 8 Tagen durch das Oderbruch





Der 1. Tag

Der Plan für den ersten Tag ist einfach und klar: Über Niederfinow soll uns der Weg nach Oderberg, Hohensaaten und Hohenwutzen führen. Begleiten wird uns die Alte Oder, der Finowkanal und der Oder-Havel-Kanal. Sollte also etwas schiefgehen, der Motor heiß laufen oder die Automatik ausfallen, könnten wir mit hoher Wahrscheinlichkeit ein Boot bemühen, das uns trocken ans Ziel bringt. Unabhängig von der Straße zu sein, ist ein gutes Gefühl.

Niederfinow

Der kleine Ort, 1267 erstmals erwähnt, hat sich in hügeligem Gelände des Eberswalder Urstromtals wunderbar platziert. Genau zwischen der Schorfheide und Barnimhochfläche. Hier wurde bis 1740 sogar Wein angebaut. 1421 ging das beschauliche Dorf in den Besitz des Klosters Chorin über. Eine schöne Kirche aus dem Jahre 1732 und die romantische Klappbrücke über den Finowkanal ändern nichts an der Tatsache, dass das Schiffshebewerk Niederfinow für rund 200 000 Besucher jährlich die Hauptattraktion des Ortes ist.

Vom Oberdeck des Hebewerkes aus blickt man weit ins Land. Ostwärts liegt die Lieper Schleuse, über die der alte Finow-Kanal in die Oder-Havel-Wasserstraße mündet. Dahinter öffnet sich das ausgedehnte Oderbruch.

Niederfinow besitzt mit dem Schiffshebewerk (erbaut 1934) das bekannteste und beweglichste technische Denkmal Brandenburgs. Und, um noch ein Superlativ zu bemühen, es ist das älteste noch arbeitende technische Denkmal in Deutschland. Wobei die Betonung auf dem Wörtchen »noch« liegt, denn der Nachfolgebau steht schon bereit.

Das »Neue Schiffshebewerk Niederfinow Nord« in elegantem Beton-Design (Grau und Blau mit Gelb als Blickfang) wartet darauf, seine Arbeit aufzunehmen. Hier schon mal die neuen technischen Daten. Das neue Schiffshebewerk ist 55 Meter hoch, 133 Meter lang, 46 Meter breit. Der Trog ist 115 Meter lang, 13 Meter breit, 4 Meter tief und hat wassergefüllt ein Gewicht von 9 800 Tonnen. Und die Fahrt im Fahrstuhl dauert nicht fünf, sondern nur noch drei Minuten. Geblieben ist einzig und allein die Fallhöhe zwischen oben und unten: 36 Meter. – Der alte Fahrstuhl übrigens, der ja noch voller Saft und Kraft ist, wird sich in Zukunft ganz dem Tourismus widmen.



Altes Schiffshebewerk: Es ist das beweglichste Denkmal Brandenburgs.